

... sich zuletzt mit einem Reichsfinanzminister, der zugleich preussischer Finanzminister sein sollte, beunruhigen wollten. So war die Fortschrittspartei mit ihrem Antrag auf Errichtung eines Reichsministeriums isoliert und brachte ihn nicht einmal mehr im Reichstag ein.

Die Attentatswahlen von 1878 veränderten die Situation mit einem Schlag. Die Liberalen waren zum erstenmal seit Bestehen des Reichstags in der Minderheit. Bismarck machte die Schutzpolitik und die Finanzpolitik mit der neuen Mehrheit, mit den Konservativen und dem Zentrum, und die Frankensteinische Klausel wurde der Angelpunkt der Reichsverfassung.

Nach Bismarcks Sturz tauchten die Bestrebungen auf Verfestigung der Reichsregierung wieder auf. Bismarck hat damals diese Tendenzen in den Hamburger Nachrichten als verfassungswidrig gekennzeichnet; er hat nachgewiesen, daß es eine "Reichsregierung" in dem kollegialen Sinne überhaupt nicht gibt und daß nach der Verfassung das einzige Organ der "Reichsregierung" eben der Reichsfürsler sei, aber auch dieser nur in seiner Eigenschaft als preussischer Ministerpräsident. Die amtlichen Gewalttätigkeiten haben sich über diesen theoretischen Widerspruch aus dem Sachsenwalde "realpolitisch" hinweg, und die offiziöse Presse tat desgleichen. Die unitarischen Tendenzen gingen diesmal nicht von einzelnen Parteien des Reichstags, sondern von der Regierung selbst aus; die partikularistischen Gegenströmungen waren durch die jahrelangen Ueberflüsse aus der Reichskasse über den Gang der Dinge beruhigt und hatten an den konstitutionellen Rechten des Reichstags überhaupt kein selbständiges Interesse, und so waren die Figuren gegen früher total verschoben: jetzt wollen Regierung und Bundesrat die Zentralisation der Reichsregierung, und die bürgerlichen Mehrheitsparteien haben diesem Bestreben keinerlei ernstlichen Widerstand mehr entgegenzusetzen. Die Nationalliberalen verlangen längst die Reichsfinanzreform, und die einzige bürgerliche Partei, die sich noch der alten Traditionen erinnert, ist die Fortschrittspartei.

Eugen Richter bezeichnete gestern die Frankensteinische Klausel als eine rechtliche Normierung, um das Staatsrecht des Reichstags im Verwaltungsrechtsverfahren zu sichern. Das ist die liberale Auffassung von politischen Fragen von jeher gewesen. Der Liberalismus sieht in einem Verfassungskonflikt nur einen Zivilprozess oder Verwaltungsrechtsprozess, der mit juristischen Feinissen durchgesehen wird. Darum ist ihm der "Rechtboden" stets die Hauptfahndung gewesen. Daß dieser schöne "Rechtboden" durch wirtschaftliche oder politische Verschleibungen weggeschwemmt oder durch Gewaltakte in die Luft gesprengt werden kann, geniert ihn nicht. Das erstere ist bei der Frankensteinischen Klausel der Fall gewesen; diese ist heute nicht viel mehr als ein papierener Paragraph, der vor einem Staatsgerichtshof, der gar nicht existiert, geltend gemacht werden könnte. Politisch hat sich dieses Surrogat für konstitutionelle Garantien als ein großer Schindluder bewährt. Es hat weder die Diktatur Bismarcks eingeschränkt noch die Bildung einer "Reichsregierung" verhindert. Im übrigen geben wir zu, daß die bürgerlichen Parteien, von Kröcher bis Richter, an dem Staatsrecht des Reichstags kein Interesse mehr haben. Selbst Eugen Richter reitet diesen Paradedegal nur noch bei ganz feierlichen Gelegenheiten vor; als Schlachtopfer kommt er nicht mehr in Betracht.

Die Korruption in Holland.

Während die ganze vorige Woche der Etatsberatungen die Sozialistenwoche genannt werden konnte, weil fast die ganzen Beratungen die Frage behandelten, wie man am besten die Sozialdemokratie tot machen könnte, ist die neue Woche als die Kapitalistenwoche zu bezeichnen. Bei den Beratungen des Justiz-Etats hat Genosse Troelstra über die finanziellen Skandale der letzten Zeit eine Rede gehalten, die im ganzen Lande eingeschlagen hat.

Da war die Nord-Brabantische Bank, unter deren Kommissären sich hohe Justizbeamte aus Herzogenbusch befanden. Diese Juristenbank gibt sogenannte Surséance während zweier Jahre, wodurch strafbare Taten wie Bilanzfälschung und öffentlicher Betrug, verjährt sind und nicht mehr bestraft werden können. Vier katholische Junker haben zur Zeit ein Schriftstück unterzeichnet, worin stand, daß die Bank über mehr als eine halbe Million freies Geld verfügte, während in Wirklichkeit schon ein kolossales Defizit da war. Als endlich der Konkurs kam, stellte die Juristenbank einen

der vornehmsten Schuldigen als Kurator an. Da enthüllte nun unser Genosse eine ganze Reihe Schwindelereien, wobei ein sogenannter Wilhelmstra-Trust, der mit Hilfe illustrierter Prospektte zwölf Millionen aus den kleinen Besitzern herausgeschlagen wollte, besonders erwähnenstwert erscheint. Zwei Millionen hatte der Trust schon geschluckt, als ein finanzielles Blatt einen Brief veröffentlichte, woraus hervorging, daß die Kommissäre zu derselben Zeit, als sie dem Publikum versicherten, die Minen, die der Trust in Spanien, Indien usw. ausbeuten sollte, wären schon vollständig untersucht, noch nicht einmal wußten, wo diese Minen überhaupt lagen. Nichtsdestoweniger versprachen die Kommissäre schon bis 30 Proz. Dividende. Bei dieser sauberen Gesellschaft waren eine Anzahl Richter und ein katholisches Kammermitglied, die alle schnell davonliefen, als die Sache schief ging. Genosse Troelstra zwang das Kammermitglied Junker de Nam zur Erwidern. Der Junker stammelte aber nur einige unbedeutende Entschuldigungen über die illustrierten Prospektte. Der Justizminister Doeff beging die Torheit, Genossen Troelstra zu tadeln, daß er den Richterstand angegriffen hatte, und sang ein Hohelied auf die fehlerlose niederländische Justiz. Die Merkmale Wahrheit war noch törichter, ihm Weisfall zu spenden, was Genossen Troelstra zu einer glänzenden Replik veranlaßte, welche den letzten Schläger zerriß.

Wir glauben, daß der Spiegel, den Genosse Troelstra der Kapitalistenclique vorgehalten hat, auf das Volk mehr Eindruck machen wird, als die Sozialistenhebe, die von eben dieser korrupten Kapitalistenclique inszeniert wurde.

Deutsches Reich.

Parlamentarische.

Aus dem Reichstage.

Berlin, 11. Dezember. Gleichgültigkeit und Langeweile sind heute die herrschenden Mächte im hohen Hause. Während gestern Bebel sprach, war auf allen Seiten lebhaftestes Interesse vorhanden. Aber damit hatte sich auch die Spannkraft erschöpft, heute zeigen die Schreiber bereits große Müden und als die Lesende der Nationalliberalen, Herr Sattler, begann, war es recht öde und leer. Das entsprach freilich auch seiner Rede, die in einformigster Weise mit diesen Worten nichts sagte. Hervorzuheben wäre nur, daß Herr Sattler für das Schuldenschnöwden schwärmt. Die Mittel für die Vergrößerung der Flotte und zum Teil auch des Heeres will er nicht aus lausenden Mitteln, sondern aus Anleihen bestreiten und diese durch Rückzahlungen ratenweise tilgen. Die Idee, den Militarismus nach den Geschäftspraktiken eines Abzahlungsgeschäfts zu bezahlen, entbehrt nicht eines gewissen Humors, namentlich wenn man bedenkt, daß bei einer wirklichen Schuldentilgung die Abzahlungen nicht geringer wären, als jetzt die jährlichen Anleihen - mithin alles beim alten Defizit bliebe. Im übrigen war Sattler ein Bewerter der Stengelschen sogenannten Reform und der - Sparfamkeit, die Später Herr von Kardorff für leere Redensarten erklärte, und mit Recht, denn, sagte Kardorff, wenn noch so schöne Vorläufe, sparsam zu wirtschaften, geföhrt werden, nachdem kommt es doch anders. Selbstverständlich produzierte sich Herr Sattler auch als Schwarzmacher gegen die Polen und als Stumpfmacher auf dem Gebiete der Sozialreform. Schließlich wipelte er über unsern Dresdner Parteitag, ohne aber die Höhe der Komit, die Bülow gestern erklommen, zu erreichen.

Dann sprach der neue Kriegsminister von Einem, genannt von Rothmaler, der eine recht sympathische Erscheinung und weitans der beste Rede-Kriegsminister ist, den das Reich je gehabt. Und auch wohl der naivste. Das Buch des Leutnant Bilse hat er mit Ekstase belesen, es sei eine Schande, daß ein preussischer Offizier so etwas schreiben kann - dabei aber mühte Herr von Einem selber zugeben, daß das, was in jenem Buche steht, zum Teil wahr ist. Aber es ist dem Kriegsminister natürlich sehr unangenehm, daß die Wahrheit ans Tageslicht kommt! - Seinen Joru ließ er an den Forbacher Offizieren, namentlich am Kommandeur aus! Die liegen jetzt für immer auf der Strecke. Was aber trotz aller Versicherungen des Herrn von Einem nicht hindern wird, daß nicht nur ein, sondern auch mehrere Forbachs weiter bestehen und sich neu bilden werden. Mag er es noch so emphatisch bestreiten: es ist das System des Drills, das bei dessen Exekutoren jene geistige Rede hervorruft, die schließlich zur sinnlosesten Verdrödelung des Lebens führt. Im übrigen war es vom Kriegsminister sehr geschicklich, daß er die Forbacher preis gab, um das System zu retten - Kardorff hat nachher in aller plumper Junkermanier die Forbacher

wie auch die Soldatenschinder herausentschuldigen wollen - und brachte dadurch das System nur noch ärger in Verzug. Auch hier ging Herr von Einem sehr geschickt vor. Er mißbilligte zunächst in lebhaftester energischer Weise die Mißhandlungen - aber suchte deren Vorkommen als geringschätzig im Verhältnis zur Größe der Armee hinzustellen. Und dann machte er einen sähnigen Sprung in die Verhältnisse und verglich dort vorkommende Differenzen zwischen den Arbeitern mit denen zwischen Unteroffizieren und Soldaten. Da sprang er aber daneben! Wenn sich zwei Gleichgestellte prügelten, so ist das zwar nicht gerade lebenswüchdig und lobenswert, aber doch schließlich die Privatsache derer, die am gegenseitigen Verblühen Gefallen finden. In der Armee ist doch aber nicht von gegenseitigen Prügeleien zwischen Unteroffizier und Mannschaft die Rede! Wehe dem Soldaten, der seine Hand gegen den Vorgesetzten erhebt - auch nur zur Abwehr! In der Armee ist der Soldat der Willenslose, Nachhänger, der Untergebene - und das ist es, was den Brutalitäten der Vorgesetzten auch noch das Brandmal des Feigen und Erbärmlichen ausdrückt. Das Märchen vom passiven Widerstand der Soldaten, die durch ihn die Unteroffiziere zur Mut reizen, sollte ein im praktischen Dienst so erfahrener Mann wie der jetzige Kriegsminister doch nicht sich einreden lassen! Müge er lieber dafür sorgen, daß die öffentliche Kritik recht ungehindert vorgehen kann! Sie ist es nicht, die dem Militärpflichtigen den Dienst veretelt, sondern das, was den Gegenstand ihrer Kritik bildet: die Mißhandlung, die Schinderei. Sobald der Soldat nicht nur durch sähne Redewendungen des Kriegsministers, sondern durch tatkräftiges Eingreifen der Offiziere bis zum höchsten hinauf das volle Gefühl der Sicherheit, menschlich behandelt zu werden, wiedererlangt hat, wird der allerdings jetzt weitverbreitete Widerwille gegen den Militärdienst von dieser Seite aus nicht mehr gefährdet werden. Es ist erfreulich - und unsre Genossen riefen dem Kriegsminister dabei auch lebhaftes Bravo zu - daß Herr von Einem die Offiziere und Kommandeure dafür verantwortlich macht, wenn Mißhandlungen vorkommen. "Der Vorgesetzte muß es wissen, wenn längere Zeit in einer Kompanie Mißhandlungen vorkommen." Sehr richtig - und noch richtiger, wenn der Kriegsminister danach handelt und alle diejenigen Vorgesetzten mit dem blauen Brief verblüht, die bisher immer nichts gesehen und gehört haben! Das würde ganz gründlich helfen!

Die weiteren Ausführungen des Kriegsministers gegen Bebel Kritik der Geschäfte usw. waren weniger glücklich, denn schließlich kam heraus, daß alles so ist, wie Bebel es darstellte. Der Militarismus ist wie seine auf mechanische, technische Hilfsmittel angewiesene Tätigkeit durch die unablässige Entwicklung der Technik zu einer ständigen, stieherhaften Revolutionierung seiner Hilfsmittel, der Angriffs- wie Schutzweisen, gezwungen, und indem er ängstlich bemüht ist, fortwährend Neues zu schaffen, um den alten Klassenstaat zu erhalten, ruiniert er durch seine finanziellen Ansprüche selber seinen Schützling und steigert so die Zahl der Totengräber des Militarismus und Kapitalismus: die Zahl der Proletarier.

Die Rede des Kriegsministers hier und da höhere Gesichtspunkte, wenn sie auch den unsern oft schmucklos gegenüberstanden, so war die nun folgende "große" Rede Eugen Richters um so kleinlicher und geringwertiger. Was ist doch aus diesem wenigstens auf finanzrechtlichem Gebiete früher unbestritten energischen und scharfblickenden Manne geworden! Das ist nicht das Alter, das ihn lähmt! - Er sieht ja gesünder aus wie seit langer Zeit und seine Stimme ließ, voll und kräftig, seine Altersmüdigkeit merken. Es war der Inhalt seiner Rede, der den milden, schwachen Eindruck hervorrief! Zunächst - die Wahlen sind ja vorbei! - billigte er Neuanstellungen für die Armees, mögen sie kosten, was sie wollen. Und seine Staatskritik zeitigte zwar ein paar lustige Schlagworte, aber von jener Wucht, die notwendig ist, um das neue System der Steuerermehrung über den Haufen zu rennen, war nicht zu spüren. Was ihm dann der Reichsausschreiber geantwortet hat, hörte außer ein paar dienstbesessenen Regierungsräten, die dicht bei ihm standen, kein Mensch - es kümmerte sich auch niemand darum, selbst der Kanzler nicht. Will doch Herr Stengel auch, wie er erklärte, über die neuen Steuern erst sprechen, wenn es so weit ist.

Das es recht bald so weit ist, dafür schwärmte der alte, ewig junge Herr von Kardorff. Mit jugendlicher Fröhlichkeit durchwanderte er die große und kleine Welt des politischen Lebens; der Finanzreform bringt er rosige Hoffnungen entgegen, das Schuldenmachen findet er gar nicht so arg - was bei einem früheren stolzen Leutnant freilich nicht wunderbar nehmen kann! - und daß die deutsche Regierung nicht bereits der gesamten Welt den Krieg erklärt und ihn auch gewonnen hat, um die neuen Wucherzölle einzuführen, findet Kardorff einfach

Ratten an seiner Seele nagten, ob nicht alles Lug und Trug sei, was da geschrieben stand.

Mit gramvollem Blick startete er nach draußen in das Hlodengewoge. Seine Seele letzte nach Glauben, nach dem starken, lebendigen Glauben, der das innere Feuer in ihm entzündete, der die Verzweiflung brach, ihn führte und hielt.

Er sann und sann. Alles versank um ihn her. Alles, was bisher geleuchtet, gelöst, geduftet, wurde kalt, von Todeskrost erstarrt. Alles wurde zu Salzgeschmack auf seiner durstigen Zunge, was ihn bisher geliebt. Alles wurde ekelregend vor der einen brennenden Sehnsucht. Er hätte sich selbst gern hingegeben in diesem Augenblick, wenn er hätte rufen können: Herr Gott, ich habe meines Weibes einen Rauch verspürt!

Marianne grämte sich, als sie die Veränderung bemerkte, die mit ihrem Manne vorgegangen war. Ihr Joru hatte sich bald gelegt. Zuerst war sie sich wie ausgetrocknet vorgekommen. Ohne daß sie die geringste Schuld trug, hatte er sie schlecht behandelt. Aber als sie sich seines verstärkten Ausdrucks erinnerte, der seltsamen Angst in seinen Augen, wurde ihr klar, daß ein unwiderstehliches Bedürfnis ihn getrieben hatte. Sie fand sich ab. Sie wollte nicht beim ersten Schmerz gleich verzagen. Von nun ab ließ sie ihn mehr allein, nahm, um sich zu beschäftigen, ihre Mädchenarbeiten wieder auf; sie las, malte und braunte. Aber die innere Unruhe ließ sie nicht lange still sitzen. Am wohlsten war ihr noch, wenn sie in der Küche hantieren konnte in Gesellschaft der alten Magd, einem Küchendragoner voll Souveränitätsgefühl, die sie nachsichtig wie ein großes Kind behandelte.

Aber was sie auch angreifen mochte, in Gedanken war sie doch immer bei ihm. Und ihre glücklichsten, freilich oft auch ihre peinvollsten Stunden waren die nach dem Abendessen, wenn sie bei ihm sitzen konnte. Er gab sich alle Mühe, gesprächig zu sein. Nach dieser Periode tiefster Schwermut war eine verhältnismäßig glückliche Zeit gekommen. Daniel hatte ihr den Faust vorgelesen, und nie, so oft sie im Theater gewesen war, hatte sie eine so tiefe Ergreifung empföhlt, wie nach diesen Abenden. Während sie sich am Bett lag und die wunderbaren Verse in ihr nachklangen, war wieder diese anbetende, verehrungswolle Liebe über sie gekommen, und sie hatte sich geschmoren, durch alle Schwere seines Charakters sich nicht irre machen zu lassen, sondern alles von ihm zu dulden, um eines Tages ganz in seinem Wesen aufzugehen.

Eines Abends saßen sie wieder beisammen. Am Nachmittag war Daniel bei einer Kranken gewesen. Marianne hatte ihm beim Umkleiden geholfen und war voll zärtlicher Aufmerksamkeit für ihn gewesen. Nun saß sie ihm erwartungsvoll gegenüber. Er rauchte und startete finstern in die Lampe. Die Uhr schlug halb neun. Genau drei Viertel Stunden waren verstrichen, und in dieser Zeit hatte er kaum zwei Sätze gesagt.

"Gott, Mann, sei nicht so tranig!" stieß sie plötzlich hervor. Er fuhr zusammen.
"Was willst Du?"
"Nun, sei nur nicht böß! Ich meine, Du sollst nicht so bodenlos langweilig sein."
"Gätt'st Dir eben 'nen interessanteren Mann nehmen sollen."
"Geschlecht vielleicht auch noch!" meinte sie spitz.

"Ach Herz, mach über so was keine Scherze!"
Sie sprang auf und nahm stürmisch seinen Kopf in ihre Hände.

"Ach, mein Dani, Du bist ja der liebste, beste Mensch von der Welt. Wenn Du bloß nicht so gräßlich verstört sein möchtest. Ach, das macht mich rasend, furios!"

Sie ballte die Hände und schüttelte den Kopf, um ihm ihr innerliches Loben recht verständlich zu machen.

"Ich geb Dir noch mal was ein! 'n Gefährungs-mittel, damit Du 'nen offenen Kopf kriegst. Was denkst Du bloß? Ich bin doch Deine Frau! Ich hab doch 'n Recht auf Deine Gedanken. Paß auf, eines Tages hab ich auch meine Geheimnisse. Da verlieb ich mich in jemand anders und sag Dir kein Sterbenswort. In - na, ich weiß noch nicht, in wen -"

"Kind, wenn Du wüßtest, wie mich das alles quält!"
Sie streichelte sanft seine Wangen.

"Ich will Dich nicht quälen. Aber sag mir, was Du hast?"

Sie hatte sich ganz klein gemacht, so daß ihr Kopf an seiner Schulter lag. Eine so inbrünstige Teilnahme klang aus ihrer Stimme, daß er in tiefer Ergreifung sie ansah:

"Du liebes, liebes Weib! Wenn ich Dich nur glücklich mache! Manchmal denke ich, ich bin Deiner gar nicht wert."

"Genau das denke ich auch. Also werden wir schon einander wert sein. - Aber das quält Dich doch nicht. Ich will wissen, was Dich quält."

"Was mich quält?"

"Sag's mir, Dani."
(Fortsetzung folgt.)